

# Grammatiken und die Funktionalität von Sprache

## Ludger Hoffmann

Die Diskussion um “Ausdrucksgrammatik versus Inhaltsgrammatik” erfordert eine Positionierung funktionaler Ansätze. Der Beitrag charakterisiert in den ersten Abschnitten funktional orientierte Traditionen und Grammatikkonzepte. Anschließend werden Perspektiven für eine funktional-pragmatische Grammatik skizziert.

### 1. Funktionale Traditionen

Die Idee, die ausgebildeten sprachlichen Formen mit den kommunikativen Aufgaben zu erklären, für die sie ausgebildet sind, ist nicht neu. Überlegungen dazu finden sich etwa bei den Stoikern und durchziehen die ganze Tradition. Erstaunlicherweise wurden sie aber bis hin zum 19. Jahrhundert nicht zu einer konsistenten Sprach- bzw. Grammatiktheorie ausgebaut.

Wegener knüpft in den “Grundfragen des Sprachlebens” (1885) an die geisteswissenschaftliche Psychologie im Gefolge von Wilhem Wundt an, die der Sprache besonderes Augenmerk schenkte. Er analysiert Sprechen als zweckhaft und hörerbefugend, als bestimmt durch die Anforderungen kommunikativer Hörersteuerung und Gewährleistung von Verstehen auf der Hörerseite. Über die Gedankenmitteilung hinaus werden Zwecke wie die Beeinflussung der Hörenden - durch Erregung ihrer Sympathie - verfolgt und schlagen sich in den sprachlichen Mitteln nieder.

Deutlicher hat Bühler in seiner Sprachtheorie (1934) den Handlungs- und Werkzeugcharakter von Sprache herausgearbeitet. Sein bekanntes Organonmodell enthält als zentrale Dimensionen die Darstellungs-, Ausdrucks- und Appellfunktion sprachlicher Zeichen. Die Zeichenauffassung ist in ihrer Statik zwar nicht geeignet, den Handlungscharakter sprachlicher Ausdrücke zu repräsentieren. Weiterführend indes ist seine Sicht der Sprache als “Werkzeug”, als “geformtes Gerät”:

“Die Sprache ist dem Werkzeug verwandt; auch sie gehört zu den Geräten des Lebens, ist ein Organon wie das dingliche Gerät, das leibesfremde materielle Zwischending; die Sprache ist wie das Werkzeug ein *geformter Mittler*. Nun sind es nicht die materiellen Dinge, die auf den sprachlichen Mittler reagieren, sondern es sind die lebenden Wesen, mit denen wir verkehren.” (Bühler 19652, XXI)

Bühler zeigt, wie auf der Basis einer handlungsorientierten, psychologisch fundierten Konzeption sprachliche Mittel zu analysieren sind. Innovativ war seine Analyse der Ausdrücke des “Zeigfelds” in der Opposition zu Ausdrücken des “Symbolfelds”. Mit deiktischen Ausdrücken wie *ich, hier, jetzt* wird der Hörer in seiner Orientierungstätigkeit vom ‘Nullpunkt’, der “Origo” des Zeigfelds, aus auf Raum- und Zeitpunkte orientiert. Was für das Zeigfeld die “Situation”, ist für Ausdrücke des “Symbolfelds” (etwa: Substantiv-, Verb-, Adjektivstämme) der sprachliche “Kontext”, d.h. syntaktische und lexikalische Beziehungen, Leerstellen von Wortklassen, Reihenfolge etc., die gerade auch situationsentbunden (in dem, was Bühler “Sprachwerk” nennt) zum Tragen kommen. Die Kontexthilfen kompensieren die “*prinzipielle Offenheit* sprachlicher Fassungen von Gegenständen und Sachverhalten” (Bühler 1965, 172). Der Sprecher-Hörer-Austausch bedarf des ergänzenden, konstruierenden Mitdenkens.

Ludwig Wittgenstein hat zeitgleich zu Bühler eine pragmatische Sprachauffassung entwickelt, die insbesondere in der Sprachphilosophie große Wirksamkeit entfaltete und die Sprechakttheorie

von Austin und Searle inspirierte. Ebenso wie eine Schachfigur nur innerhalb des Schachspiels einen Wert, z.B. als <König>, hat haben auch Wörter nur in Sprachspielen ihre Bedeutung. Abgelöst von der Praxis des Grüßens ist die Bedeutung des Ausdrucks *Grüß dich* unbestimmt. Einen Satz versteht, wer eine Sprache versteht, seine Funktion innerhalb eines Bündels von kulturellen Gepflogenheiten (Gebräuche, Institutionen) nachvollziehen kann. Sprachspiele als Wortverwendungsgepflogenheiten sind nicht hintergebar: Wir kommen aus der Sprache nicht heraus. Am Ende aller Begründungsversuche oder Bemühungen, eine Sprachpraxis zu verstehen, können wir nur noch konstatieren: "Dieses Sprachspiel wird gespielt" (Wittgenstein 1971, § 654). Sprechen erscheint als Teil einer Tätigkeit, einer Lebensform. Ausdrücke erhalten ihre Bedeutung durch den Zweck ihrer Verwendung.

Der Moral- und Sprachphilosoph John L. Austin hat die nicht ganz neue Einsicht (Aristoteles, Stoa) wieder zur Geltung gebracht, dass sich nicht alle Sätze einer Wahr-/Falsch-Analyse, wie sie die Logik unternimmt, fügen. Fragen, Versprechen, Drohungen, Bitten etc. sind nicht wahr/falsch zu nennen; sie werden performativ, zum Vollzug einer Handlung, gebraucht. Es ist also zu untersuchen, was Menschen tun, wenn sie sprechen, als Handlung welcher Art ihre Äußerungen gelten, welche illokutive Rolle sie haben, wann sie glücken, wann sie erfolgreich sind usw. Searle hat Illokutionen in ein Regelsystem gefasst; problematisch ist, dass Illokutionen bei ihm - und manchen Nachfolgern in der Linguistik - als Momente der Satzbedeutung gefasst werden und damit ihr Handlungscharakter und die Idee einer handlungsfundierten Sprachtheorie verschwinden. Die Reduktion auf Sprecherintentionen verdeckt die Tatsache, dass sprachliches Handeln auch in der Form auf das Hörerverstehen und die Bearbeitung von Hörerwissen zugeschnitten ist.

Linguistisch von Bedeutung ist, dass Searle vom illokutiven einen propositionalen Akt unterscheidet, der sich aus Referenz und Prädikation als Teilakten zusammensetzt. Diesen Bezug auf die Sachverhaltskonstitution und ihre Momente des Gegenstandsbezugs und der Gegenstandscharakterisierung hätte die Sprechakttheorie mit der Grammatik des Äußerungsaufbaus verknüpfen können, tatsächlich blieb es bei der Anbindung an die an die logisch-semantische Tradition.

## 2. Funktionale Grammatikkonzepte

Von 'funktionaler Grammatik' spricht man oft schon, wenn nur überhaupt sprachexterne Funktionen eine Rolle spielen. In den meisten Fällen handelt es sich bloß um eine komponentielle Anreicherung einer formorientierten Grammatik, ein der Systembeschreibung angelagertes Verwendungsmodul. Dem liegen unausgesprochen die Annahmen zugrunde:

- (1a) Form und Funktion bilden eine Dichotomie.
- (1b) Form und Funktion lassen sich völlig getrennt untersuchen.

Wenn wir im folgenden Abschnitt die wichtigsten Modellierungen mit explizit funktionalem Anspruch Revue passieren lassen, so geschieht dies, um die Basis eines funktionale Ansatzes fortzuentwickeln. Dass auch andere Grammatiken - wie die von Helbig/Buscha 1994<sup>16</sup> oder Engel (19963) oder Heringer (1988) - funktionale Orientierungen in ihren Darstellungen aufweisen, kann hier nur erwähnt werden, ohne dass darauf näher einzugehen ist.

### 2.1. Inhaltsgrammatiken mit funktionalen Perspektiven: Brinkmann und Schmidt

In der zweiten Auflage seiner Grammatik (1971) entwickelt Brinkmann anknüpfend an Sprachinhaltsforschung und Rhetorik ein Konzept der "Rede". Darunter versteht er - analog zu französ.

*discours/ engl. discourse* - "sprachliche Einheiten mündlicher oder schriftlicher Art, die nicht mehr Bestandteil höherer sprachlicher Einheiten sind" (Brinkmann 1971, 723). Bestimmend für jede Redeeinheit sind:

- (a) die außersprachliche "Situation" mit gemeinsamem Zeigfeld und Beteiligungsrollen, auf die sich Demonstrativa, Personalpronomina, Personalformen am Verb beziehen;
- (b) der "Horizont" des von den Teilnehmern Erinnerten und Erwarteten, für den u.a. Tempora und sprachliche Modalitäten sensitiv sind;
- (c) die Redefolge, die Satzfolgen mittels Anaphern (*er, sie, es*), Anschlusswörtern (*auch, doch*) oder Konjunktionen (*und*) verknüpft.

Brinkmann untersucht die Rolle einzelner Wortarten auf der "Redestufe" (im Gegensatz zur "Satzglied-" und zur "Satzstufe"). So differenziert er zwischen *er* und *der* so, dass "*er* über eine längere Satzfolge hin Namen oder Begriff in Erinnerung halten kann, während *der* stets von dem Satz aus, in dem es auftritt, nur auf den Vorgängersatz zurückweist und so zwei Sätze (...) miteinander verkettet." (Brinkmann 1971, 757).

Aus der Satzgrammatik heraus entwickelt Brinkmann ein Gesprächskonzept. Er unterscheidet systematisch die "**lineare Satzfolge**", charakterisiert durch assertive Verbzweitsätze, eine Erstposition (Vorfeld) als "Anschlussstelle" (*auch, doch, im übrigen* etc.), einen einzigen Urheber in konstanter Rollenbesetzung und fehlende Unterbrechungen oder Einwürfe, von der "**alternierenden Folge**". Die alternierende Folge hat wechselnde Gesprächsrollen und "Wechselsubstitution" (zwischen *ich* und *du* bzw. *wir* und *ihr*, initiativen Frage- oder Aufforderungssätzen und den Reaktionsformen). Sie erlaubt finite Verben in der Erstposition, lokale Reparatur und Zurücknahme von Äußerungsansätzen. Und man findet kontaktbezogene "Gesprächswörter" (*aha, bewahre!, hm, na, nein, und?*) - sie "wirken aus dem Horizont der Beteiligten steuernd auf den Ablauf der Folge" (Brinkmann 1971, 779). Brinkmann hat die Inhaltsseite der Sprache nicht durchgängig, aber doch in vieler Hinsicht funktional untersucht, er ist in einigen Fällen von Funktionen ausgegangen und hat erste Hinweise auf ihre Formausprägung gegeben.

Das Echo in der Grammatikforschung blieb gering. Zum einen begann Chomskys Einfluss, zum anderen rezipierte die Linguistik die Pragmatik weitgehend durch Searles Brille, d.h. sprecher- und intentionszentriert oder satzsemantisch.

Schmidt (1977) sieht die Aufgabe der Sprachwissenschaft darin, "die Funktion der sprachlichen Mittel im Kommunikationsprozess und ihre funktional bedingte Ordnung in der Gestalt des sprachlichen Systems zu untersuchen und darzustellen." (1977, 21) In Abgrenzung zu de Saussure und Weisgerber soll die Interdependenz von Form und Funktion sprachlicher Mittel analysiert werden, die - analog zu Saussures Zeichenbegriff - als zwei untrennbare Seiten einer Einheit gesehen werden. Für die Untersuchung aber seien sie zu isolieren. Die Formseite wird durch die grammatische Struktur (von der Lautform bis zum Satzbauplan) erklärt, als Funktion gelten kommunikative Leistungen von Formen für die Verständigung, das Signalisieren von Vorstellungen und Begriffen. Kognitive Funktionen werden erwähnt, aber nicht näher behandelt. Der Ansatz von Schmidt substituiert die eine Seite des bilateralen Zeichenbegriffs (Bedeutung) durch einen Funktionsbegriff, der sich zum einen auf die Kommunikation erstreckt, andererseits aber systemintern im Sinne einer "Korrelation" an das sprachliche Zeichen bindet und damit offenbar auch die Semantik einschließt. Schmidt ist in späteren Arbeiten zum strukturalistischen Zeichenbegriff zurückgekehrt und hat den Funktionsaspekt ausgelagert; unklar bleibt, inwiefern der Funktionsbegriff weiterhin semantische

Komponenten enthält. Schwerwiegender ist die Frage, wie eine dem Anspruch nach sprachunabhängig gewonnene Funktionsbestimmung zu einem abstrakten, aus dem Wirklichkeitsbezug und den Realisierungsformen gelösten Zeichenbegriff ins Verhältnis gesetzt werden kann.

In der konkreten Beschreibung geht diese funktionale Grammatik - wie Helbig (1974, 178f.) zutreffend kritisiert - nicht über das hinaus, was schon die inhaltbezogene Grammatik als "wirkungsbezogene Betrachtungsweise" postuliert. Es ist auch kein Zufall, dass die grammatischen Kategorien häufig an Bestimmungen Brinkmanns, der allerdings viel reichere Beschreibungen bietet, angelehnt sind. Daneben trifft man auf Funktionsangaben, die den Bedeutungszuweisungen an grammatische Kategorien, wie sie die traditionelle Grammatik vornimmt, entsprechen. Dafür nur ein Beispiel:

"Die Kategorie des Numerus ermöglicht es, die in der Rede genannten Gegenstände und Erscheinungen nach ihrer Zahl zu charakterisieren. (...) Es besteht kein Zweifel, dass diese Kategorie vorwiegend logisch- grammatische Funktion hat. Es gehört zur gedanklichen Prägung der Dingbegriffe und der ihnen entsprechenden sprachlichen Ausdrucksform des Substantivs, dass sie als Einheiten, in Raum und Zeit fixierbare, umgrenzte Größen gefasst sind, die einer zahlenmäßigen Bestimmtheit nicht nur fähig sind, sondern sogar weitgehend bedürfen." (Schmidt 1977, 108)

### 2.3 Eine funktionale Erzeugungsgrammatik

Ein elaboriertes und in den letzten Jahren beständig weiterentwickeltes Modell einer "functional grammar" hat der früh verstorbene Simon C. Dik (1978, 1989, 1998) vorgelegt. Seine funktionale Sprachauffassung grenzt er gegen ein "formales Paradigma", für das er exemplarisch Chomskys autonome Syntaxtheorie heranzieht. Diese Art der Abgrenzung erscheint nicht zufällig. Der theoretische Rahmen der funktionalen Grammatik ist dadurch gekennzeichnet, dass Relevanzkriterien übernommen und oft nur die Parameter anders eingestellt werden. Setzt etwa Chomsky die Kompetenz als psychologisches Explanandum an, so setzt Dik die kommunikative Kompetenz zur Teilnahme an sprachlicher Interaktion ein, behält damit aber die Art der Abstraktion bei. Entsprechend wird einer kontextunabhängigen Sprachbeschreibung der Einbezug von "points of contact" der Verwendungssituation gegenübergestellt, womit er an die Pragmatik von Montague oder Lewis erinnert. Gegenstand ist allerdings "the grammatical organization of connected discourse" (Dik 1989, 12).

"Pragmatic adequacy" erreicht diese Grammatik, sofern ihr gelingt

"to reveal those properties of linguistic expressions which are relevant to the manner in which they are used..." (Dik 1989, 12). Strukturverändernde Operationen (Transformationen), Filter, abstrakte semantische Prädikate etc. werden daher abgelehnt.

Der Aufbau ist durch die Annahme bestimmt, dass alle lexikalischen Einheiten als Prädikate aufzufassen sind. Diese werden nicht in unabhängig erzeugte syntaktische Strukturen eingesetzt, sondern bilden selbst Strukturen, aus denen Prädikationen aufgebaut werden können.

(a) Das Lexikon stellt elementare Einheiten (z.B. Prädikatsrahmen ("predicate frames"), Terme und Formationsregeln ("formation rules") bereit;

(b) Durch Term-Insertion entstehen nukleare Prädikationen, denen semantisch Sachverhalte entsprechen;

(c) Diese Prädikationen werden durch Operatoren (z.B. temporale) und Satelliten verschiedener Level (z.B. "Instrument", später "Ort") schrittweise weiter spezifiziert, je nach Skopoi, es ergeben sich entsprechend erweiterte Prädikationen ("core/embedded/extended predication"), jeweils wiederum verstanden als Prädikate über Variablen;

- (d) Bezogen auf die realisierten Sachverhalte werden den Termen syntaktische oder präsentative (als “points of view”) Funktionen wie Subjekt und Objekt zugeordnet;
- (e) Nach der Zuordnung syntaktischer Funktionen wird die propositionale Struktur durch Operatoren und Satelliten erweitert, die propositionale Einstellungen und Modalisierungen manifestieren, bis schließlich auf der Vollsatzebene illokutive Operatoren und Satelliten die Handlungsrolle spezifizieren und den Konstituenten der Prädikationen je nach “informational status” pragmatische Funktionen (“topic”, “focus”) zugewiesen werden;
- (f) Form, Abfolge und Prosodie der Konstituenten werden schließlich durch die “expression rules” an der Oberfläche realisiert.

Ein solcher Ansatz scheint unvermeidlich, wenn man eine Grammatik als Erzeugungsmodell (wie es z.B. in der Psycholinguistik oder Computerlinguistik üblich ist) aufbaut. Der Ansatz ist als lexikalistisch zu charakterisieren. Die elementaren Prädikatsmuster bezeichnen bereits Sachverhaltstypen. Funktionale Aspekte kommen nun dadurch ins Spiel, dass

- die Sachverhalte für die einzusetzenden Terme semantische Funktionen wie Agens, Ziel etc. bereitstellen;
- die Sachverhalte unter unterschiedlichen Perspektiven präsentiert werden können, die davon abhängen, welche Terme die syntaktischen Funktionen Subjekt und Objekt zugewiesen bekommen (*Peter* <Agens-Subjekt> *schlägt Hans* - *Hans* <Patiens-Subjekt> *wird von Peter geschlagen*);
- Teile der Prädikation in verschiedener Weise an der Informationsverteilung mitwirken können, ihnen also entsprechende pragmatische Funktionen wie “theme”, “topic”, “focus” und “tail” zuzuordnen sind.

Wir haben einen Formaufbau aus elementaren Lexikoneinheiten, denen dann auf dem Weg zur Bildung vollständiger Prädikationen die o.a. Funktionen zugeordnet werden. Prinzipiell sind damit weitere ‘Interpretationen’ des Konstruktionsaufbaus möglich, z.B. nach Art der Montague-Grammatik. Die Bildung elementarer Kategorien ist durch Grundannahmen geleitet, wie sie sich auch in den Valenzgrammatiken finden; sie bleiben aber - auch dies ist eine Parallele zur Chomsky-Syntax - unexpliziert, insbesondere ist das Valenzmodell funktional nicht rekonstruiert. Wenn man - wie es Dik tut - typologisch argumentiert, muss man u.a. auch Nominalsätze und nicht im Symbolfeld eingebundene Verweisformen behandeln können. Insbesondere muss gezeigt werden, wie man zu den unabhängigen Formen kommt und weshalb man auf bestimmten Ebenen Funktionsbestimmungen vornimmt, auf anderen aber nicht. Weiterhin ist festzustellen, dass zwar die Grammatik auf “interaction” zielen soll, aber einseitig am Sprecher verankert ist, ganz im Sinne von Searles Sprechakttheorie bzw. des sprachphilosophischen Intentionalismus. Die Dimension von Wissen und Verstehen bleibt an vielen Punkten ausgespart, insbesondere auf den elementaren Ebenen sprachlicher Mittel. Andererseits ist der Ansatz typologisch sehr fruchtbar, indem er neue funktionale Felder erschlossen hat. Die Modellkonstruktion erlaubt vielfältige Weiterführungen, so dass aus dieser Richtung Einiges zu erwarten ist.

## 2.2 Strukturell-funktionale Grammatikansätze

Der Ansatz von Givón ist strukturell und typologisch orientiert, der Autor argumentiert eng an der Vielfalt des Datenmaterials. Die methodologischen Überlegungen sind demgegenüber eher skizzenhaft und nicht immer klar. Auch Givón geht zunächst von den empirisch aufzufindenden Formen und den Strukturen, die sie bilden, aus. Wie ein Biologe die taxonomische Arbeit etwa an verschiedenen Typen von Skeletten als Vorstufe zu einem Verständnis ihrer Funktion im lebenden Organismus betreibt, so habe der Linguist sprachliche Strukturen zu typologisieren und

die in ihnen kodierten Funktionen zu untersuchen (Givón 1984, 30). Die wichtigsten sprachlichen Funktionsbereiche bilden eine Hierarchie:

(a) *Bedeutung* als Gegenstand der lexikalischen Semantik kommt dem Wortschatz einer Sprache zu, in dem das generische Wissen einer Kultur gespeichert ist.

(b) *Information* als Gegenstand der propositionalen Semantik ergibt sich erst, wenn lexikalische Einheiten in Propositionen eingebettet werden, die syntaktisch in Form von Sätzen kodiert werden (Givón 1984, 31f.).

(c) *Funktion* (im Sinne von 'Diskursfunktion') erhalten diese Propositionen durch Einbettung in einen spezifischen Kontext, untersucht von der Diskurspragmatik.

Das Studium der Syntax erstreckt sich auf die Kodierungsmechanismen in den Bereichen (b) und (c). Die strukturellen Möglichkeiten - angesetzt werden Wortstellung, Flexion, Intonation und allgemeine Anwendungsbeschränkungen - bilden diskrete Einheiten. Dagegen sind die zu kodierenden Funktionsbereiche durch Multidimensionalität und Skalarität gekennzeichnet, so dass es sprachintern sowie in verschiedenen Sprachen zu unterschiedlichen Verteilungen der Kodierungspunkte in funktionalen Domänen kommen kann (Givón 1983, 37ff.).

Givón hält Struktur für ein "second-order construct" (Givón 1984, 36), ausgebildet zur Kodierung der unabhängig zu gewinnenden Funktionen von Sprache. Der Aufbau der Grammatik sollte dann so sein, dass Funktionsbestimmungen gegeben werden (a), die dann mit den einzelsprachlichen und universellen Realisierungsformen ins Verhältnis gesetzt werden (b). Tatsächlich aber ist der Aufbau in den meisten Kapiteln wie in der von Givón herangezogenen medizinischen Analogie (strukturorientierte Anatomie vor funktionsorientierter Physiologie). Traditionell bestimmte grammatische Größen (wie das Pronomen, die Wortstellung etc.) werden herangezogen und in einem zweiten Schritt mit funktionalen Bestimmungen versehen. Die Funktionsangaben ihrerseits lassen keinen klaren semantischen Rahmen erkennen: Sie beziehen sich z.B. auf referentielle Aspekte, Erwartungen und Hintergrund-Informationen, Sequenzierung von Handlungen, thematische Organisation, Wissen im Diskurs usw. Zwar werden zu Einzelanalysen oft die relevanten Funktionen dargestellt, es ergibt sich aber aufgrund der fehlenden Systematik der Eindruck der Beliebigkeit. Einige Kapitel setzen unmittelbar funktional an, z.B. Kapitel 11 ("Definiteness and Referentiality"). So stehen funktionaler und formaler Angang unvermittelt nebeneinander.

Unter der Voraussetzung Givóns einer diskreten Natur der Formseite ist eine funktionale Unvollständigkeit zu erwarten. Die für Givóns Ansatz erforderliche unabhängige Bestimmung von Form und Funktion erweist sich praktisch als undurchführbar. Auf der Seite der Form ergeben sich unlösbare Schwierigkeiten schon daraus, dass Givóns Syntax typologisch vorgeht. Wie aber läßt sich z.B. eine Kategorie wie das Adjektiv unabhängig von einzelsprachlichen Merkmalen wie Flexion, Stellung, etc. fassen? Letztlich nur funktional (vgl. Givón 1984, 73), so dass hier der Bruch deutlich wird. Abgesehen von begrifflichen Unschärfen ('Proposition', 'Satz' etc.) liegt die entscheidende Schwäche in der semiotischen Grundkonzeption. Sie geht davon aus, dass in (einfachen oder komplexen) sprachlichen Zeichen Entitäten wie Bedeutung (Wortebene), Information oder Diskursfunktion kodiert sind. Diese statische Zeichenauffassung ist offenbar so zustande gekommen, dass die Inhaltsseite des Zeichens in einen funktionalen und einen semantischen Teil aufgespalten wurde, wobei alles, was durch Kombinatorik oder Kontexteinbettung entsteht, funktional ist, während die Lexikoneinheiten (Wörter) die Grundbausteine der Kodierung darstellen. Wenn eine solche Zeichenkonzeption vertreten werden soll, bleibt die alte Frage, wofür denn ein Zeichen steht. In diesem Rahmen sind Begriff, Gegenstand, Vorstellung etc. einsetzbar, aber die Frage, für welche Funktion ein sprachliches Zeichen steht, ist kaum sinnvoll. Zu klären ist hier ja gerade, welchem X (als Einheit) eine bestimmte Funktion F zukommt.

Insgesamt bleibt der funktionale Ansatz theoretisch unklar, während die einzelnen Beschreibungen in Givón (1984-1990) typologisch oft recht interessant sind.

Harald Weinrich legte 1982 seine "Textgrammatik der französischen Sprache" vor. 1993 erschien - kategorial daran anknüpfend - eine deutsche Grammatik. Der Satzbegriff ist zugunsten des "Prinzips Text" aufgegeben. Der Ansatz geht von einem strukturalistischen Zeichenkonzept aus: Die Grammatik ist durch etwa 30 Merkmaloppositionen strukturiert. Die pragmatische Qualität ist dem Zeichen selbst eingeschrieben: Die Zeichenbedeutungen sind gemäß dem "Prinzip Instruktion" Anweisungen eines Sprechers an einen Hörer. Die Bedeutung eines Zeichens ergibt sich aus determinativen Beziehungen zu anderen Zeichen wie zur Situation. Die kontextuelle Struktur der Einheiten wird durch unterschiedliche "Determinationsgefüge" (prädikative, attributive, applikative Gefüge, Junktion, Wortbildung) dargestellt, denen spezifische Anweisungen und Verweisungsrichtungen (anaphorisch, kataphorisch) entsprechen. Mit den Verweisungen als gerichtetem erweitert sich die Funktionalität auf Momente des Hörerwissens wie das "Kontextgedächtnis".

Die dialogische Perspektive ist jeweils punktuell eingearbeitet, ähnlich wie bei Brinkmann. Es gibt ein Kapitel zur "Syntax des Dialogs". Der Dialogbezug manifestiert sich etwa in den "Rollen-Pronomina": *ich, du* und *wir, ihr* verbalisieren Sprecher- bzw. Hörerrolle, *er/sie/es* und *der/die/das* thematische bzw. rhematische "Referenzrollen" (S. 96). Die Gesprächsrollen zeigen sich auch in der Verbmorphologie (traditionelle Kategorie: Person). Situativ bestimmt sind schließlich die deiktischen "Positionsadverbien" *da, hier, dort* und der "anaphorische" (*der*) versus "kataphorische Artikel" (*ein*).

Das Dialog-Kapitel (8.) ist gegliedert in Dialogkontakt, Affirmation und Negation, Frage und Antwort, Redewiedergabe. Auf die Spezifik der Mündlichkeit hebt besonders der erste Abschnitt ab, der Gruß und Anrede, Dialogorganisation, Dialogpartikeln, Modalpartikeln und Interjektionen mit (wenigen) authentischen Daten behandelt. Bedeutsam ist die Ausführung der Hypothese vom Deutschen als "Klammersprache", bestimmt durch "Verbalklammer", "Nominalklammer", "Adjunktklammer". Eine ausgeführte Analyse von Handlungszwecken und Illokutionen wird nicht gegeben; sie hätte erfordert, Wissen und Mentales systematischer zu berücksichtigen, als es der funktional-strukturalistische Grundansatz zuließ.

Andere Grammatiken sind allerdings noch zurückhaltender. Sie fügen der System- einfach eine Verwendungskomponente hinzu. Alles andere bleibt wie gehabt. Der englischen Grammatik von Quirk/Greenbaum/Leech/Svartvik 19852 folgte gar ein kommunikativer Teil als eigenes Buch (Leech/Svartvik 19942).

## 2.4 Ein mehrperspektivischer Ansatz

Die "Grammatik der deutschen Sprache" von Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997) versucht, ein funktionales und semantisches Konzept zu realisieren. Ein Zugang über die kommunikativen Funktion oder den sprachlichen Formaufbau sind keine sich ausschließenden, sondern komplementäre Alternativen:

- Einerseits ist auszugehen von den elementaren Funktionen, für die sprachliche Mittel ausgebildet sind (etwa der Funktion, Sachverhalte oder Gegenstände zu entwerfen, zu thematisieren oder thematisch fortzuführen). Dabei kommen nicht beliebige Funktionen in den Blick, sondern nur solche, für die spezifische sprachliche Formen und Mittel ausgebildet sind;
- andererseits ist auszugehen von konkreten Formen und Mitteln (Laute, Wortformen, Wortstellung, Intonation) und dem formalen Aufbau sprachlicher Einheiten (beispielsweise der Verbgruppe (*schenkt ein Buch - schenkt seiner Freundin ein Buch - Peter schenkt seiner Freundin ein Buch*)). Ansatz ist hier jeweils eine spezifische Formausprägung oder ein

spezifisches Mittel, das in seiner Formstruktur zu analysieren und soweit möglich in einen funktionalen Erklärungszusammenhang einzuordnen ist.

Die Grammatiktradition hat die Formbetrachtung vielfach mit semantischen Überlegungen verbunden. Dies kann mit dem Versuch einer funktional-semantischen und funktional-pragmatischen Analyse des Aufbaus sprachlicher Ausdrücke aufgegriffen werden. Die Grammatik setzt an bei elementaren Funktionseinheiten wie Diktum, Proposition, Prädikat, Argument, Modifikation und ihren Ausdrucksformen, aber auch unmittelbar bei Funktionen wie Thematisierung, Vergabe des Rederechts oder Kontrastierung; sie behandelt auch die Rolle sprachlicher Formen und Mittel im situationsgebundenen Diskurs wie im situationsabgelösten Text. Das Grundprinzip ist:

(2) Das Ensemble sprachlicher Formen und Mittel ist in seiner Ausprägung und Struktur zu erklären durch die kommunikativen Aufgaben und Zwecke im Handlungszusammenhang. Die materielle Substanz und Oberflächengestalt unterliegen Bedingungen eigener Art.

Wollen wir die funktionale Struktur einer Äußerungseinheit klären, so müssen wir zeigen, in welcher Weise ihre Teile zusammenwirken bei der Lösung ihrer Aufgabe. Eine starke Annahme dazu liefert die logische Semantik mit dem 'Frege-Prinzip'/Kompositionalitätsprinzip':

(3) Die Bedeutung eines komplexen Ausdrucks ergibt sich aus den Bedeutungen seiner Teile auf der Basis ihrer syntaktischen Beziehungen.

In formbezogen-kompositionaler Perspektive werden Wörter und Wortgruppen gemäß einer hierarchischen Ordnung schrittweise miteinander zu größeren semantischen Einheiten 'verrechnet'. In einer funktionalen Syntax ist zu zeigen, welche pragmatische Qualität - über die ihrer Teile hinaus - eine solche Komposition hat. Insofern ist Prinzip (3) dem Prinzip (2) untergeordnet.

Das Prinzip (3) hat im übrigen uneingeschränkte Gültigkeit nur für relativ autonome Bedeutungs- und Funktionsträger. Für Wörter und Wortgruppen also, die einen eigenständigen, von anderen Teilen unabhängigen Beitrag zum formalen und funktionalen Aufbau liefern. Die Verrechnung folgt morphologischer Abstimmung wie linearer Abfolge. Was nicht in dieser Weise wirksam wird, fällt zunächst durch das Raster kompositionaler Verrechnung. Manche Mittel wie etwa die Intonation (Akzent, Tonmuster) oder die Interpunktion setzen operativ eine Komposition schon voraus: ein Satzzeichen oder ein fallendes bzw. steigendes Tonmuster etwa fertig komponierte (und kommunikativ funktionsfähige) Einheiten. Sie funktionieren 'postkompositional'. Die Bestimmung von Illokutionen schließlich ist keine Komposition im Sinne sukzessiver Zusammenfügung, sondern ein 'antikompositionales Verfahren' der Analyse von Zweck-Mittel-Konfigurationen. Sie setzt ein genaues Verständnis der Ausgangssituation voraus, des Wissens der Beteiligten, der sprachlich ausgeprägten Mittel, mit denen die Ausgangssituation zu verändern ist. Die Illokution ist also nur interpretativ zu erschließen. Dies gilt aber auch schon für das Verstehen anderer grammatischer Einheiten. Die Bedeutungskomposition bleibt gegenüber der erkennbaren Gesamtfunktion defektiv. Charakteristisch ist sie hingegen für die Proposition. Allerdings werden bei der kompositionalen Verrechnung auch Teile sozusagen 'blind' mitgeführt, die für die anderen Verfahren gebraucht werden, etwa das Verbalmorphem für die Tempus- und Modusbestimmung. Der Blick der grammatischen Analyse wandert zwischen Form und Funktion.

Die Grammatik ist systematisch auf die Diskurs-Text-Differenzierung abgestellt. Nicht so, als ob zwei völlig verschiedene Systeme koexistierten. Aber doch so, dass ihre Diskurs- bzw.



Textspezifik aufgezeigt wird. Diskursspezifische Formen sind etwa bestimmte Interjektionen, Responsive, Ellipsen, Imperative, situativ-deiktische Ausdrücke, Anakoluthen. In der Grammatik werden sie mit ihren Formcharakteristika und ihren spezifischen Funktionsweisen im Diskurs beschrieben. Die Grammatik enthält systematisch eine funktionale Perspektive, die bei spezifischen Funktionskomplexen (Thematische Organisation, Sprecherwechsel, Entwurf von Gegenständen und Sachverhalten) ansetzt und die eingesetzten Mittel charakterisiert.

### 3. Vorüberlegungen zu einer funktional-pragmatischen Grammatik

Abschnitt 2 hat gezeigt, dass das Programm einer funktionalen Grammatik in diesem Jahrhundert in verschiedene Richtungen entwickelt worden ist.

Viele Ansätze bauen grammatische Strukturen weithin autonom auf, manche besetzen nur die Nischen, die eine formale Syntax offen läßt: Grammatik der gesprochenen Sprache, "syntax-for-conversation", "grammar at work", "Verwendungsmodul" etc. Formen werden nicht als Formen für spezifische Funktionen betrachtet, sondern als unabhängig (etwa über strukturalistische Operationen, traditionelle Modellierungen etc.) zu gewinnende Einheiten.

Demgegenüber wird hier von folgenden Grundsätzen ausgegangen:

Grundsatz 1: Gegenstand der Syntax ist nicht ein Moment des sprachlichen Wissens, das Grammatikalitätsurteile erlaubt, sondern die Frage, in welcher Weise die Struktur von Äußerungen des Typs T (in einer Sprache L, Varietät V, Sprachgemeinschaft G) ihren Beitrag zum Verständigungshandeln zwischen Sprechern und Hörern bestimmt.

Grundsatz 2: Der Aufbau einer Äußerung ist durch die in ihr enthaltenen Sprachmittel mit ihren Funktionen und durch das Zusammenwirken der Mittel (funktionale Synergetik) bestimmt. Die Struktur einer Äußerung erschöpft sich also nicht in den Beziehungen zwischen den vorkommenden Wortformen.

Grundsatz 3: Die Äußerungsstruktur ist mehrdimensional und nicht strikt hierarchisch aufgebaut, der Aufbau resultiert nicht in einem ausgezeichneten Element (etwa dem Satzknoten, CP-Knoten, Verb-Knoten). Die Struktur einer Äußerung ist nicht durch genau einen Typ syntaktischer Beziehung gekennzeichnet, sondern durch eine Menge unterschiedlicher Beziehungen, die den spezifischen Anteil ihrer Elemente am Aufbau ausmachen.

Grundsatz 4: Jede Form bestimmt sich durch die von ihr realisierte (einfache oder komplexe) Funktion im Rahmen von Wissensprozessierung und Verständigungshandeln. Insofern ist die Syntax nicht autonom.

Grundsatz 5: Das Verstehen einer Äußerung setzt das Verstehen aller funktionalen Beziehungen in der Äußerung voraus. Der Sinn einer Äußerung ergibt sich erst aufgrund der Einordnung in den laufenden Diskurs- oder Textzusammenhang.

Grundsatz 6: Sprechen erlernt man durch Kommunikation in realen Sprechsituationen, indem die Art erfolgreicher Bearbeitung des Hörerwissens übernommen und generalisiert wird. Eine Sprache kann, wer produktiv und rezeptiv über das Basisrepertoire verfügt, das ausgebildet ist, um in den Interaktionen einer Gruppe/Gesellschaft etwas zu verstehen zu geben. Das Produzieren eines wohlgeformten Ausdrucks ist Teil der Partizipation an einem gemeinsamen Handlungszusammenhang. Die sprachlichen Formen müssen als zweckhafte verstanden (und 'vorgemacht') werden, ehe sie für den Lerner sinnvolle Bewegungsformen eines Mediums

werden können, das ihnen Zugang zu Wissen und Interaktionen in der Gesellschaft oder Teilgruppierungen verschafft.

Das Medium Sprache dient der Organisation und Übermittlung von Wissen und der Steuerung von Handelnden, prototypisch kopräsenten Personen. In der Syntax wird jede Art funktional bestimmter Kombinatorik sprachlicher Mittel untersucht. Was wir sprachlich zu verstehen geben, sind strukturierte Wissensseinheiten, abstrahiert von ganzheitlichen Wahrnehmungen, diffusen Stimmungen oder flüchtigen Eindrücken. Und der Zweck ist immer, die Kommunikation in der Zeit voranzutreiben, um etwas dadurch zu ändern, dass sich im Wissen des Hörers etwas ändert. Das aber setzt voraus, dass wir die Wissenskategorien des Hörers unmittelbar ansprechen und seine Verarbeitung steuern können. Wir sagen nicht einfach, was ist, sondern auch, wie sich das zu dem verhält, was er oder sie schon weiß, und wie es zu gewichten ist. Es werden Anschlüsse an das schon Gesagte, Verweise auf das zu Sagende, Bezüge zum Bekannten hergestellt. Und es wird im Gespräch die Position der Äußerung im Verhältnis zu Begleitäußerungen oder Folgeäußerungen reflektiert. Komplexe Aufgaben dieser Art erfüllt die Äußerung im Aufbau und Zusammenwirken ihrer Teile und in ihrer zeitlich-linearen Abfolge. Würde sie einer dieser Aufgaben nach der anderen realisieren, käme sie kaum an ein Ende.

Die sprachlichen Mittel realisieren jeweils bestimmte Funktionen im Sprachaufbau und direkt oder indirekt auch in der sprachlichen Kommunikation.

Was immer gesagt werden soll, muss materialisiert werden und eine sprachliche Form annehmen, in der es als kommunikativ-funktional verstanden werden kann. Das Wissen wird in einer spezifischen Sprachform artikuliert, und zwar als lautliche oder schriftliche Geste mit Gestaltqualität.

Hörer müssen prinzipiell das, was sie wahrnehmen, nicht nur zerlegen (Parsing), sie müssen es auch in seiner Gestaltqualität erkennen und als komplexe funktionale Einheit rekonstruieren, deren Bestandteile und aufgeprägte Eigenschaften einen spezifischen Beitrag leisten. Erschwert wird die Rekonstruktion durch

- die simultane Realisierung von Mitteln (Fusion, Aufprägung, Kontamination etc.) und
- die Notwendigkeit, funktional Zusammengehöriges in zeitlichem Nacheinander oder unterbrochen durch andere Einheiten (diskontinuierlich) zu realisieren; die Serialisierung als Umsetzung in die Linearstruktur kann ihrerseits funktional geladen sein.

Eine Ordnung der elementaren Mittel unter funktionalem Aspekt bietet das Konzept von Feldern und Prozeduren. Ehlich (1991) hat es im Anschluss an Bühler systematisch entwickelt.

Grundlage sind die unterschiedlichen Handlungszwecke:

- (a) Der Sprecher (S) steuert den Hörer (H) in der Form eines direkten Eingriffs in sein aktuelles Handeln und Wissen (expeditiv-prozedur);
- (b) S orientiert H auf ein Element des gemeinsamen Verweisraums (deiktische Prozedur);
- (c) S charakterisiert einen Gegenstand oder Sachverhalt auf der Grundlage von Objektkenntnis oder geteiltem sprachlichen Wissen (symbolische Prozedur);
- (d) S strukturiert die Verarbeitung sprachlicher Handlungselemente durch H (operative Prozedur);
- (e) S übermittelt H eine auf die eigenen Einstellungen bezogene Nuancierung gegenüber einem Gegenstand oder Sachverhalt bzw. seinen Eigenschaften (expressive Prozedur).

Feld	Prozedur	Beispiele für sprachliche Mittel
Lenkfeld	expeditiv	Interjektion, Imperativ-/Vokativendung, Tonhöhenverlauf in Tonmustern
Zeigfeld	deiktisch	‘Personalpronomina’ 1./2. Ps., Person- / Tempusendungen beim Verb (1./2. Ps., dt. Präteritum etc.), best. Adverbien: <i>hier, da, dort</i>
Symbolfeld	symbolisch	Substantiv-, Verb-, Adjektivstämme, einige Adverbien
Operationsfeld	operativ	Anapher, Artikel, Relativum, Konjunktoren, Subjunktor, Responsiv, einige Flexionsendungen (z.B. Verbplural), Serialisierung, Akzentuierung
Malfeld	expressiv	Exklamative, Tonmodulation, Diminutiv

Die Felder haben eine Binnenstruktur, die von der Forschung im Detail aufzuweisen ist. So kann das Symbolfeld durch die Unterscheidung einer symbolisch-charakterisierenden von einer symbolisch-identifizierenden Prozedur gegliedert werden; erstere ist, was Begriffswörter wie Gattungsnamen oder Verben leisten, letztere bezeichnet die Funktionsweise von Eigennamen, die Gegenstandskennntnis repräsentieren.

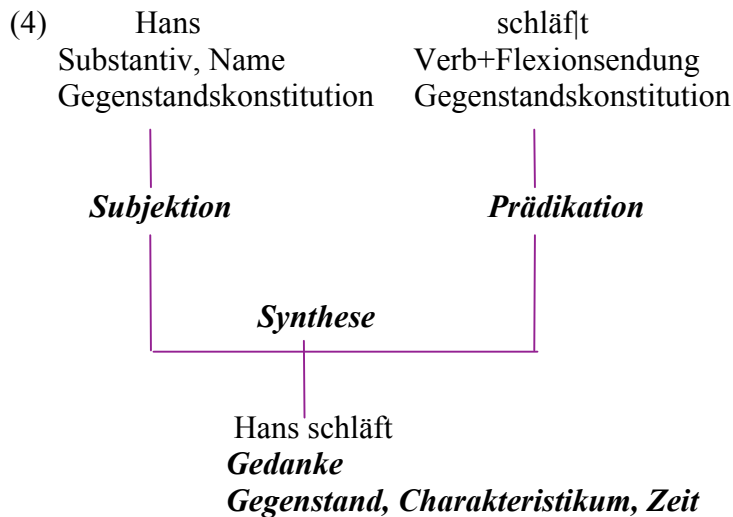
Einige Prozeduren können “selbtsuffizient” (Ehlich), d.h. nicht-kompositional, eingesetzt werden. Dies ist allerdings nur in Verbindung mit einer spezifischen Intonation möglich. Die funktionale Analyse der Sprachmittel zeigt, dass für einige kombinatorische Verhältnisse zentral sind. Das gilt insbesondere für operative Mittel. Die Untersuchung des Äußerungsaufbaus bedarf allerdings einer funktionalen Analyse aller Konstellationen von Sprachmitteln. Die Kombinatorik läßt sich nicht auf einen Grundtyp - etwa bloße Konstitution (Teile - Ganzes) - reduzieren. Vielmehr sind mehrere Grundtypen syntaktischer Prozeduren anzunehmen, die **auf sich gestellt** oder **synergetisch** die Äußerungsbedeutung schaffen. Den Vorbereich einer solchen Prozedur bilden die an die beteiligten sprachliche Mittel gebundenen Funktionen, den Nachbereich die Funktion der prozedural entstehenden Einheit. Formal kann das funktionale Zusammenwirken durch Verbindung oder Verschmelzung ihrer Ausdrucksgestalt, durch ihre unmittelbare oder eine positionsspezifische Abfolge, also das Mittel der Serialisierung, oder eine gemeinsame Intonationskontur verdeutlicht werden.

Die geläufigen Konzepte vom Aufbau des Satzes setzen voraus, dass die hierarchische Gliederung durch Relationen derselben Art bestimmt sei: entweder Dependenz oder Konstituenz oder kompositionale Anbindung oder dynamische Verknüpfung oder sonst etwas. Die lineare Ordnung wird durch Ableitung oder direkt oberflächensyntaktisch hergestellt. Demgegenüber wird hier der Aufbau funktional bestimmt. Die beiden wichtigsten Typen sind:

- die **Synthese** ungleichartiger Ausdrücke/Mittel zu einer Einheit, deren Funktion nicht den Funktionen eines ihrer Teile entspricht;

- die **Integration** gleicher oder ungleichartiger Ausdrücke/Mittel zu einer Einheit, deren Funktion sich aus der Grundfunktion eines ihrer Teile ergibt.

Der Satz erscheint als Resultat einer operativen Synthese (vgl. Hoffmann 1996). Im Verfahren der Synthese wird funktional Ungleichartiges zu einer höheren, selbständigen Funktionseinheit mit einem übergeordnetem Zweck verbunden. Die Verknüpfung von Subjektion und Prädikation resultiert im Ausdruck des gegliederten, abgeschlossenen Gedankens als Basis eines Satzes.

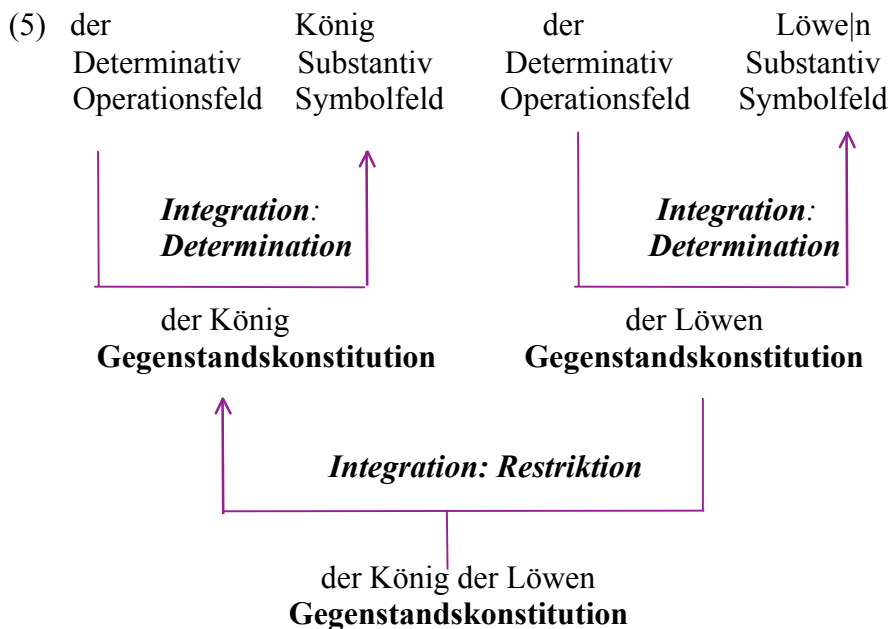


Die synthetische Prozedur gehört im Sinne der erweiterten Felderlehre der Pragmatik zum “operativen Feld” der Sprache. Die Synthese fundiert die zeitliche Dimensionierung und Aspektualisierung. Sie bildet den primären Operationsbereich für Funktionspotentiale wie die kommunikative Gewichtung oder die thematische Organisation. Es wird ein Raum eröffnet, der prinzipiell (nicht faktisch) unendlich ausbaufähig ist (darstellbar als Rekursion von Prozeduren). Und sie bildet eine Einheit des sprachlichen Wissens, mit der kommunikativ umgegangen wird. In den sog. ‘Pro-Drop-Sprachen’ finden wir eine **kombinatorische Synthese** in der Verbform. Hier kann eine Verbendung mit Personmarkierung das Verb bilden und zugleich in die Synthese eingehen (vgl. lat. *audi-o*); möglich ist dies auch in einigen deutschen Dialektformen (bair. *kimsdriwa?*).

Integriert wird, was funktional einen unterstützenden Beitrag leistet: z.B. der restriktive Relativsatz oder Determinative mit ihrem je spezifischen (hier nicht zu thematisierenden) Beitrag zur Gegenstandsidentifizierung. Integrative Prozeduren bilden den Kernbereich der Syntax.

Ein grundlegendes Verfahren des funktionalen Aufbaus ist die Prozedur der **Integration**. Sprachmittel verbinden sich zu einer Funktionseinheit, wobei die Funktion des einen auf die Funktion des anderen Mittels hingeordnet ist und die Funktion des anderen unterstützt. Die Integration geht im Deutschen in der Regel mit adjazenter Stellung und formaler Anpassung von Flexionsendungen (des operativen Feldes) einher. Die Funktion des Ganzen ergibt sich aus der dominanten Funktion eines Teils, des Kopfes der Konstruktion. Nur integrativ sind differenzierte Aufgaben wie Gegenstandsbezug oder Prädikation zu leisten. Insbesondere können Ausdrücke desselben Feldes integrativ verbunden (‘hintereinandergeschaltet’) werden, etwa zwei Ausdrücke, die im Kern dem Symbolfeld (*kleine Fluchten, schnell laufen, Haustür* etc.) oder dem

Zeigfeld (*die da, dort drüben*) zugehören. Vor allem aber wird die Verarbeitung einer Funktionseinheit durch Mittel des Operationsfeldes ermöglicht, die sich mit Ausdrücken des Symbol- oder Zeigfelds verbinden.



Die **Applikation** verbindet sprachliche Mittel kombinatorisch, so dass eine bi- oder multifunktionale Einheit entsteht, deren Funktionalität durch das applizierte Mittel in einer spezifischen Richtung geprägt wird. Auf der Formseite kann dieser Funktionseinheit etwa eine Worteinheit entsprechen. Ein Beispiel ist die Kombination eines Substantiv- oder Verbstamms mit einer Flexionsendung. Oder die Überformung eines Äußerungssubstrats mit einer Intonationskontur. Was appliziert wird, bedarf einer Materie, um seine Funktionalität entfalten zu können. Ohne Lautkonfigurationen gibt es keine Prosodie. Im Grenzfall gibt es ohne das applizierte Mittel keine Funktionseinheit, die Applikation ist dann mittelkonstitutiv. Selbständige Verbformen, die allein die Funktion der Prädikation realisieren können, kommen in flektierenden Sprachen als mehrstellige Kombination aus Verbstamm und Verbendung(en) zustande. Ihre Teile sind schon funktionstragend, können diese Funktion aber nur kombinatorisch zur Geltung bringen. Dabei wird die Endung dem Stamm appliziert und erzeugt eine spezifische Form des Verbs. In Tonsprachen - im Deutschen nur in einem begrenzten Bereich (etwa bei den Interjektionen, dem Responsiv *ja* und einigen Symbolfeldausdrücken) - ist der Tonhöhenverlauf bedeutungsunterscheidend und insofern konstitutiv für den Ausdruck; ohne ihn zu kennen, können wir die Bedeutung bzw. Funktion nicht präzise angeben (vgl. zu den Interjektionen Ehlich 1986; Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997: 360-409).



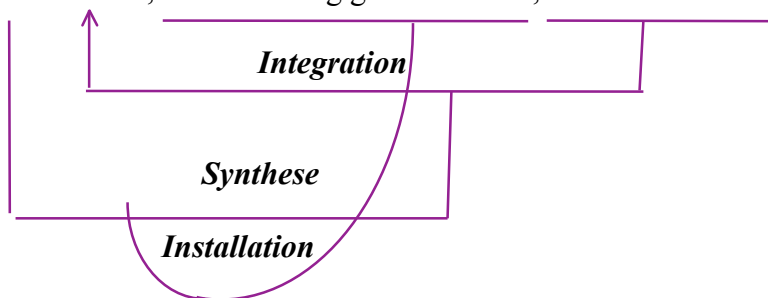
Abb.1: Varianten von *oh* ('Bewunderung' versus 'Betroffenheit/Mitleid')

Allerdings kann die Funktionalität des Tonverlaufs auch in diesem Fall vom Lautsubstrat getrennt betrachtet werden. Die Form ist nicht zufällig, sondern steht in einem systematischen Zusammenhang mit anderen, etwa der steigend-fallende Verlauf appliziert auf andere Interjektionen wie *ah*, *hm* oder *ih*. Auch das Lautsubstrat zeigt formale Spezifika. Beispielsweise sind Kombinationen möglich, die in der Phonetik der Bezugssprache sonst fehlen (vgl. *pst*).

Wenn keine Funktionalisierung für die primären Zwecke der syntaktisch übergeordneten Einheit erfolgt, in die der Ausdruck formal eingebaut bzw. an die er angeschlossen ist, spreche ich von der Prozedur der **Installation** (behandelt am Beispiel der Parenthesen in Hoffmann 1998a). Was nicht unmittelbar an der Satzsynthese partizipiert, kann durch formale Mittel ausgegrenzt werden. Satzsynthese, Argument- und Modifikatorpositionen erlauben die Anlagerung weiterer Ausdrücke, die ihrerseits eine Synthese realisieren, aber auch eine sekundäre Integration in die Funktionalstruktur des Trägersatzes erlauben können. Die Funktion des installierten Ausdrucks ist allerdings oft nicht eigenständig, sondern setzt ein Zusammenspiel mit dem Trägerausdruck voraus. Diese Interaktion kann zu einer festen grammatischen Beziehung werden, so die syntaktische Einbindung des appositiven Relativsatzes durch Grammatikalisierung. Der Einbindung durch Stellung oder Morphologie entspricht, dass auch funktional keine völlige Unabhängigkeit der Ausdrücke besteht. Wie im Fall der Integration sind verschiedene Untertypen zu unterscheiden.

Mit dem Verfahren der **Migration** wird ein Ausdruck statt auf den erwarteten Platz in die Nachbarschaft des Ausdrucks gestellt, auf dessen Verarbeitung er sich bezieht. Neben der Intonation ist also die Serialisierung beteiligt.

(6) Hanna wollte, als sie fünfzig geworden war, ein Fass aufmachen.



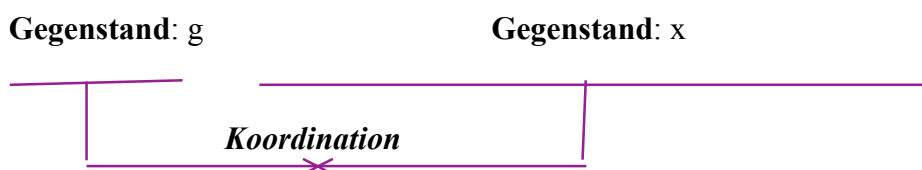
Das typische Verfahren der Installation ist die **Insertion**, der Einschub funktional eigenständiger Einheiten:

(7) Jeden Tag kam er - ich erinnere mich genau daran - zu spät.

Mit der **Implementation** als Typ der Installation sind Einschübe gemeint, die grammatisch in der Trägerstruktur verankert sind und eine feste Position einnehmen, zu denken ist etwa an Appositionen, appositive Relativsätze oder appositive Adjektive. Letztere sind formal fest eingebunden und unterscheiden sich oft nur funktional von ihrem Gegenstück, den restriktiven Adjektiven, die unmittelbar zum Gegenstandsbezug beitragen. Appositive Relativsätze folgen in ihrer Bildung den sprachspezifischen Prinzipien (Relativum, Verbposition etc.), haben aber in der Regel formale Besonderheiten (Intonation, Stellung im Nachfeld nicht möglich etc.); appositive Adjektive sind seltener formal markiert

Ein komplexes Verfahren ist die **Koordination**. Zwei Einheiten mit sich überschneidendem Funktionspotential werden unter einheitlicher Funktion kombiniert, in einen Funktionszusammenhang integriert. Die Funktion kann von den zusammengeschlossenen Teilen gemeinsam - als Kollektiv - realisiert werden (*Hanna und Mark tragen das Klavier die Treppe rauf*) oder notwendig auf die beteiligten Elemente distribuiert werden (*Hanna und Mark haben das Buch gelesen. Sie kommt und geht, wann sie will.*). Die nötige Funktionsäquivalenz können z.B. auch der Ausdruck eines Funktionalbegriffs und einer gegenstandskonstituierenden Proposition haben:

(8) Der Präsident oder wer sonst an der Macht ist, hat den Krieg erklärt.



Die Koordination kann durch einen Konjunktoren (Kjk) wie *und*, *denn* gekennzeichnet und semantisch spezifiziert sein, d.h. es wird die Art, in der die Verbindung im Wissen verarbeitet wird, markiert (*aber*, *denn*, *but*). Mit der Koordination satzförmiger Einheiten gehen in der Regel intonatorische Prozesse einher. Am Ende nichtletzter Konjunkte findet sich im Deutschen die Realisierung eines progressiven Tonmusters oder eines (stärker separierenden) fallenden Tonmusters; das letzte Konjunkt wird mit dem der Funktionalität der Einheit entsprechenden Grenztonmuster (steigend/fallend) ausgestattet.

Die Syntax charakterisiert die Kombinatorik von Äußerungen. Als funktionale Syntax thematisiert sie den funktionalen Aufbau einer Äußerung und die Mittel, die diesen Aufbau gewährleisten und ein Verstehen ermöglichen. Der funktionale Aufbau ist nicht nur durch die Verbalisierung von Propositionen bestimmt, sondern auch durch die Anforderungen der Realisierung im Handlungszusammenhang von Diskurs (mit den Ressourcen der face-to-face-Situation, etwa eines gemeinsamen Wahrnehmungsfeldes, den Bedingungen des kommunikativen Apparates (bes. Sprecherwechsel) etc.) und Text (situationsentbunden mit spezifischen Verstehensanforderungen). Denn "die Sprache und die Grammatik sind mehr als die Summe der Einzelsätze" (Buschas 1992, 380).

#### 4. Literatur:

- Brinkmann, Hennig (1972): Die Deutsche Sprache. Düsseldorf  
 Bühler, Karl (1934/1965): Sprachtheorie. Stuttgart  
 Buscha, Joachim (1992): Statement zur Podiumsdiskussion. In: Hoffmann, Ludger (Hg.), Deutsche Syntax. Berlin/New York, 378-385  
 Dik, Simon C. (1978): Functional Grammar. Amsterdam  
 Dik, Simon C. (1989-1997): The Theory of Functional Grammar. Part 1-2. Berlin/ New York  
 Ehlich, Konrad (1986): Interjektionen. Tübingen  
 Ehlich, Konrad (1991): Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse - Ziele und Verfahren. In: Flader, Dieter (Hg.): Verbale Interaktion. Stuttgart, 127-143.  
 Engel, Ulrich (1996): Deutsche Grammatik. Heidelberg

Givón, Talmy S. (1984-1990): Syntax. A functional-typological introduction. Volume I-II. Amsterdam

Givón, Talmy S. (1993): English Grammar. Amsterdam

Givón, Talmy S. (1995): Functionalism and Grammar. Amsterdam

Helbig, Gerhard (1974): Geschichte der neueren Sprachwissenschaft. Reinbek

Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1994/16) Deutsche Grammatik. Leipzig/Berlin/München

Heringer, Hans Jürgen (1988): Lesen lehren lernen. Tübingen

Hoffmann, Ludger (1996): Satz. In: Deutsche Sprache 3, S. 193-222.

Hoffmann, Ludger (1998a): Parenthese. In: Linguistische Berichte 175, 299-328

Hoffmann, Ludger (1998b), Grammatik der gesprochenen Sprache. Heidelberg

Leech, Geoffrey/ Svartvik, Jan (1994/2): A Communicative Grammar of English. London

Quirk, Randolph/ Greenbaum, Sidney u.a. (1985/2): A comprehensive grammar of the English language. London

Redder, Angelika/Rehbein, Jochen (Hg.)(1998): Grammatik und mentale Prozesse. Tübingen: Stauffenburg

Schmidt, Wilhelm (1964/5/1977): Grundlagen der deutschen Grammatik. Berlin

Wegener, Philipp (1885): Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. Halle

Wittgenstein, Ludwig (1971): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt

Zifonun, Gisela /Hoffmann, Ludger /Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache, Berlin.